

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 8

Artikel: Deutschland heute
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Deutschland heute

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomanichel

Deutschland geht es gut, wirtschaftlich

Es gibt kaum einen Reisenden, der nicht aufs höchste beeindruckt ist von der Prosperität, die gegenwärtig in Deutschland herrscht. Die Deutschen haben den Krieg verloren, und trotzdem hat man den Eindruck, es gehe ihnen schon heute wieder besser als den Engländern oder Franzosen.

Die neue deutsche Prosperität wirft ihre Wellen sogar über die Grenzen. Im Engadin und in Oberitalien wimmelt es von deutschen Wagen. Ihre Besitzer scheinen im Geld zu schwimmen. Während sich die englischen Touristen immer noch sorgfältig überlegen, ob sie sich zum Fünf-Uhr-Tee ein zweites Stück Patisserie leisten können, sagen die Hoteliers von den Deutschen: «Feine Leute sind sie, das muß man ihnen zubilligen; sie lassen etwas liegen.»

Sicher ist nicht alles Gold, was glänzt. Die freie Marktwirtschaft, die in Deutschland herrscht, hat viele rücksichtslose Großverdiener hervorgebracht, die sehr deutlich in Erscheinung treten. Die vielen, denen es nicht gut geht, vor allem die zahlreichen ärmlichen Rentner und Kriegsopfer, bleiben dagegen im Hintergrund.

Dazu kommt, daß, wie überall, wo die Steuern zu hoch sind, der Steuerbetrug blüht, und zwar in Deutschland in der Form, daß man möglichst hohe Spesen macht.

Wer von einem deutschen Geschäftsfreund zum Essen eingeladen wird, kann sich nicht beklagen. Das teuerste Restaurant und die teuersten Speisen sind gerade gut genug. Die Quittung wird sorgfältig als Beleg aufbewahrt. Man ißt also die Seezunge und trinkt den Rheinwein sozusagen auf Kosten des deutschen Staates.

Auch die Ausgaben für die teure Gattin werden weitgehend über Spesen abgebucht.

Ein deutscher Arzt, der anlässlich eines Kongresses mit seiner Frau ein paar Tage in Zürich weilte, erklärte mir pfiffig, die ganze Reise könne er von seiner Einkommenssteuer abziehen unter dem Titel «Berufsausgaben». Natürlich habe er überall, wo er übernachtet habe, acht gegeben, daß die Hotelrechnung nicht etwa für zwei Personen, sondern nur für eine Person ausgestellt werde. Diese kleine Belegfälschung sei gang und gäbe.

Es ist also viel Schein da, der trügt, aber trotzdem ist die deutsche Wirtschaftsblüte eine nicht wegzuleugnende Tatsache.

Man spricht infolgedessen oft von dem deutschen Wirtschaftswunder. Wenn irgend einmal, dann ist aber gerade in diesem Fall der Ausdruck Wunder fehl am Platz. Die heutige gute Wirtschaftslage Deutschlands erklärt sich auf ganz natürliche Weise.

1. Einmal dadurch, daß die Alliierten, vor allem die Amerikaner, nach dem Krieg ungeheure Mittel in die deutsche Volkswirtschaft gepumpt haben.

Während nach den meisten großen Kriegen die siegreichen Völker versuchten, sich an den Besiegten für einen möglichst großen Teil der Kriegskosten schadlos zu halten, haben diesmal die Sieger den Weitblick gehabt, den Unterlegenen tatkräftig beim Wiederaufbau zu helfen.

Diesmal hat der alte Spruch *«Vae victis!»* Wehe den Besiegten! keine Anwendung gefunden.

2. Die ungeheure Produktionskraft des Maschinenzeitalters macht es möglich, daß Zerstörungen viel schneller überwunden werden können als in früheren Zeiten.

Unsere Vorstellungen sind zu sehr an der Vergangenheit orientiert, an einer Welt, die gar nicht mehr existiert.

Nach 1938 konnte man in allen Zeitungen lesen, daß ein moderner Krieg zur vollständigen Verarmung führen werde. Diese Theorie stimmte zur Zeit des 30jährigen Krieges. Damals dauerte es in Deutschland 100 Jahre, bis sich dieses Land erholt hatte. Heute aber genügt ein Jahrzehnt.

3. Voraussetzung ist allerdings, daß der Wiederaufbau richtig organisiert und mit Energie durchgeführt wird.

Die Deutschen haben ein größeres Organisationstalent als die meisten andern Nationen,

als die Franzosen, Italiener und Engländer, auch als die Schweizer.

Die Deutschen waren auch immer außerordentlich fleißig, bestimmt fleißiger als zum Beispiel die Engländer.

Nach dem letzten Krieg ist dieser Fleiß geradezu zur Arbeitswut geworden.

Der Staat funktioniert, ist aber nicht verwurzelt

Wieso kommt es denn, daß viele Ausländer, welche die deutschen Verhältnisse etwas näher studierten, trotz der Prosperität ein unheimliches Gefühl nicht loswerden? Vielen Deutschen geht es ebenso.

Der Grund liegt meines Erachtens darin, daß der geistige Wiederaufbau Deutschlands mit dem wirtschaftlichen nicht Schritt gehalten hat. Hier klafft eine merkwürdige Diskrepanz, die um so gefährlicher ist, als sie nicht offen zutage liegt. Die Wirtschaftsblüte überdeckt ein geistiges Chaos.

Ich habe im letzten Monat Gelegenheit gehabt, mit vielen Deutschen aus allen Schichten ausführliche Gespräche zu führen. Ich bin zum Ergebnis gekommen, daß es eine gefährliche Täuschung wäre, Deutschland als einen konsolidierten Staat zu betrachten, wie das manche Geschäftsleute und Bankiers tun, die gerade deshalb unrealistischer sind als Philosophieprofessoren, weil sie ihre Schlüsse nur auf Grund von Produktionsziffern und Börsenkursen ziehen.

Politisch steht die Westdeutsche Bundesrepublik scheinbar gefestigt da. Sie funktioniert gut, und Adenauer verfügt über eine viel eindeutigere Mehrheit als etwa der Führer der Konservativen in England, von Frankreich gar nicht zu reden. Trotzdem scheint mir Deutschland mehr zerissen als andere Länder.

Auch in England sind die Auffassungen der Labourleute und der Konservativen in vielen Fragen entgegengesetzt. Trotzdem aber bekommt man als Ausländer den Eindruck — ich war kürzlich 14 Tage in England —, daß diese Meinungsverschiedenheiten in Wirklichkeit viel kleiner sind, als die Anhänger beider Parteien selbst glauben. Links und Rechts sind sich nämlich darüber einig, daß der englische Staat, so wie er ist, zwar seine Mängel hat, aber trotzdem der beste Staat der Welt ist.

Ähnlich ist es in Amerika. Demokraten und Republikaner bekämpfen sich mit Leiden-

schaft. Aber daß sie sich beide als hundertprozentige Amerikaner fühlen, ist selbstverständlich. Sogar in dem zerfahrenen Frankreich anerkennen alle Parteien, mit Ausnahme eines Teils der Kommunisten, in der «belle et douce France» die Göttin, der alle huldigen.

In Deutschland ist das nicht so. Dort herrscht ein gegenseitiges Mißtrauen, das tiefer wurzelt als politisches Tagesgezänk. Zwischen den bürgerlichen Parteien und den Sozialdemokraten klafft ein Abgrund, auch zwischen Protestanten und Katholiken. So haben mir viele Gegner Adenauers, Gewerkschaftsführer wie Universitätsprofessoren, allen Ernstes erklärt, die jetzige Regierung stehe vollständig im Banne Roms. Der Umstand, daß in Ostdeutschland hauptsächlich Protestanten wohnten, sei der eigentliche Grund, warum der Bundeskanzler sich nicht stärker für die Wiedervereinigung einsetze.

Das Hauptproblem besteht darin, daß die Deutschen kein Verhältnis zu ihrem neuen Staat gefunden haben. Zwar funktioniert er als Verwaltungsorganismus recht gut. Die Bürokratie sitzt wieder im Sattel, vielleicht sogar auf dem hohen Roß.

Aber die Verwaltung ist nicht das gleiche wie der Staat. Für sie begeistert man sich nicht, ist man nicht bereit, sein Leben einzusetzen. Auch für uns ist die Bundesverwaltung nicht gleichbedeutend mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Die Deutschen sind heute das einzige Volk, bei dem das Wort «national» verfemt ist. Sie können sich darunter nichts anderes vorstellen als nationalistisch. Es geht ihnen in bezug auf den Staat ähnlich wie gewissen Frauenhassern, die ein paarmal schlechte Erfahrungen gemacht haben und infolgedessen in jeder Frau eine Dirne oder einen Vamp sehen, deren natürliche Zärtlichkeit zu den Frauen daher gestört ist durch Angst, Haß oder Mißtrauen.

«Wir sind», sagen sie, «so oft betrogen worden, daß wir uns nicht mehr die Finger verbrennen wollen.»

Viele Deutsche fühlen sich deshalb politisch heimatlos. Damit hängt die «Ohne-mich-Stimmung» zusammen. So gibt es denn weite Kreise, die sich mit Abscheu von der Politik fernhalten. Sie wenden ihr Interesse dem Geschäft, der Familie oder kulturellen Fragen zu.

Diese politische Haltung war ja immer eine große Gefahr für die Deutschen. Der Nationalsozialismus konnte nicht deshalb zur Macht

gelangen, weil es Göbbels gelang, aus dem hintersten Bürger einen fanatischen Parteidünger zu machen. Hitler wäre nie ans Ruder gekommen, wenn es nicht in allen Schichten allzu viele Gleichgültige gegeben hätte, die es nicht für nötig fanden, in die Niederungen der Politik hinabzusteigen. Diktatoren aber haben immer am meisten Erfolg in einem politischen Vakuum.

Dazu kommt, daß die Deutsche Bundesrepublik das Kind eines Zusammenbruches ist. Sie entstand nicht aus einem Impuls eines Volkes, auch nicht aus einer Revolution, sondern sie wurde mehr oder weniger durch die Besatzungsbehörden geschaffen. Staatengründungen wie Familiengründungen beziehen aber ihre Impulse aus geheimnisvollen seelischen Tiefen, nicht aus dem Intellekt.

Es gibt ein eidgenössisches Urerlebnis, aus dem heraus die Eidgenossenschaft immer wieder neu gefestigt wird. Immer wieder treten Männer auf, die ihre Überzeugungsgewalt aus diesen verborgenen Kräften schöpfen.

Das gilt auch für andere Staaten. Für sie alle ist die Fahne Symbol einer mystischen Gemeinschaft.

Hier hapert es nun irgendwie mit dem neuen deutschen Staat. Er ist den Deutschen an den Verstand, aber nicht ans Herz gewachsen.

Es fehlt ihm deshalb, wie schon der Weimarer Republik, die Legitimität.

Hitler hat durch seinen Mißbrauch fast alle Quellen, aus denen das deutsche Nationalbewußtsein genährt werden kann, vergiftet.

Wäre der jetzige deutsche Staat aus einer Revolution entstanden, so wäre die Lage vielleicht anders. Revolutionäre haben ja Leitbilder; ja Revolutionen sind in vielen Fällen nichts anderes als Wiederherstellung alter Leitbilder, Reinigungsprozesse. «Die alten Freiheiten» werden wieder hergestellt, zum mindesten behaupten das ihre Träger.

Weil aber die Deutsche Bundesrepublik nicht aus einer Revolution hervorging, war schon bei der Gründung keine Gruppe, die sie trug, vorhanden.

Das Gespenst von 08/15

Die merkwürdige Lage, in der sich die Deutschen befinden, zeigt sich besonders deutlich in ihrer Haltung gegenüber der neuen Armee.

Die Armee verkörperte in Deutschland von jeher den Staat im besondern Maße. In England und Amerika ist das nicht so, wohl aber in der Schweiz, wobei allerdings in unserm demokratischen Land das Verhältnis von Volk und Armee von jeher ein anderes war als in dem autoritären Deutschland.

Durch den Wilhelminischen Militarismus und später durch den Nationalsozialismus wurde nun aber die Armee besonders belastet. Sehr viele Deutsche können sich eine solche, in der nicht der Geist von 08/15 herrscht, einfach nicht vorstellen.

Infolgedessen stehen gerade viele der demokratischen Elemente der Schaffung einer neuen deutschen Armee ablehnend gegenüber. Das ist gefährlich.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mit einigen ehemaligen Berufsoffizieren zu sprechen. Das waren zum Teil nette Leute, aber Demokratien waren sie nicht. Diese Herren werden, soweit sie nicht zu alt sind, in die neue deutsche Armee eintreten. Sie werden schon deshalb dort großen Einfluß haben, weil sie tüchtig sind und weil sie eine bestimmte Lebensanschauung vertreten, im Gegensatz zu den andern, die sich nur deshalb der Karriere des Berufsmilitärs zuwenden wollen, weil sie Schiffbruch erlitten haben, das heißt, weil es ihnen nicht gelang, nach dem Krieg eine neue Existenz aufzubauen.

Wenn schon eine deutsche Armee geschaffen wird, dann wäre politisch das einzige Richtige, daß alle jene Kreise, die den Militarismus ablehnen, also zum Beispiel die Gewerkschaften, mitmachen. Geschieht das nicht, so ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, daß die neue Armee mit der Zeit wieder ein Staat im Staate und ein gefährlicher Kristallisierungspunkt aller undemokratischen Kreise wird.

Auch hier ist es mit dem Auf-die-Seite-Stehen nicht getan. Je weniger eine Armee in die allgemeine Sympathie eingebettet ist, je mehr sie dem Mißtrauen und der Kritik eines Teils des Volkes ausgesetzt ist, um so größer ist die Gefahr, daß sie anfängt, eine eigene Politik zu betreiben, innenpolitisch und, wenn die Zeit gekommen ist, auch außenpolitisch, wobei eine Rechtsumkehr-Schwenkung nicht ausgeschlossen ist. Es sind immer noch viele Leute da, die sich unter bestimmten Umständen von einem Zusammengehen mit Rußland mehr versprechen als von einer Eingliederung in den Westen.

Die Stellen, die für die Schaffung einer neuen Armee verantwortlich sind, sehen diese Schwierigkeiten, aber ihre Aufgabe ist fast übermenschlich.

Europa als Ersatz

Das gestörte Nationalbewußtsein führt also die einen Deutschen dazu, sich von der Politik ganz zurückzuziehen, die andern aber, und das ist wohl ebenso gefährlich, eine Art Salto mortale zu schlagen. Weil ihnen das deutsche Vaterland verleidet ist, suchen sie ein neues, und dieses heißt Europa.

Die Integration Europas hat, soviel ich sehe, in Deutschland viele Anhänger, viel mehr als etwa bei uns. Ich meine nicht jene Leute, die finden, die europäischen Staaten sollten auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet enger zusammenarbeiten, die Handelsschranken abbauen usw., ich meine jene, deren Endziel ein europäischer Superstaat ist, die Vereinigten Staaten von Europa.

Es ist auffallend, wie fanatisch sich viele Deutsche für diese Idee begeistern. Wenn sie von Europa reden, ist es, als ob sie eine neue Heilslehre verkündigten.

Die Gründe sind natürlich sehr verschieden. Ein Teil der Europafanatiker stellt sich, wenn auch unbewußt, das integrierte Europa einfach als eine Neuauflage des Hitlerschen Europa vor. Er denkt, und vielleicht nicht einmal zu Unrecht, es werde sich von selbst ergeben, daß in diesem Superstaat der aktivsten Nation die Führung zufalle, also den Deutschen.

Das ersieht man daraus, daß diese Europa-freunde die europäischen Probleme mit kaum zu überbietender Naivität fast ausschließlich unter deutschem Gesichtspunkt betrachten. Im allerbesten Falle denken sie noch an Frankreich. Daß es aber auch noch andere Länder in Europa gibt, auf die man Rücksicht nehmen muß, die Schweiz, Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark, Österreich, Norwegen, Schweden, Italien, das vergessen sie vollständig.

Diese Haltung wird noch dadurch verstärkt, daß die Deutschen, wie die Franzosen, Zentralisten sind und sich echt föderalistische Lösungen gar nicht vorstellen können. Für sie würde der europäische Föderalismus darin bestehen, daß bei Festen die Österreicher unbehindert schuhplatteln und die Schweizer jodeln und Alphorn blasen dürften.

Andere wiederum sind Anhänger eines engen

Zusammenschlusses, weil sie glauben, ein solcher genüge, um alle Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen.

Ein amerikanisches Bonmot sagt: «Wenn drei Personen nicht wissen, was sie tun sollen, bilden sie eine Kommission, die dann feststellt, daß nichts getan werden kann.»

Diese realistische Betrachtungsweise ist vielen Deutschen fremd. Da es ihnen an Erfahrung im politischen Alltag fehlt, sind sie der Ansicht, wenn ein paar Nationen sich zu einem Superstaat zusammenschließen, so könnte dieser mit allen Fragen, wie Währung, Arbeitslosigkeit, Landflucht usw., fertig werden, deren

Der kleine Familienfilm



Bewältigung dem Einzelnen nicht gelang. — Aber entscheidender bei der Europabegeisterung als alle diese Illusionen ist wahrscheinlich die Sehnsucht, eine neue geistige Heimat zu finden, ein neues Vaterland, und das eben soll Europa sein.

Wenn von diesen Europafreunden jeweilen auf die Schweizerische Eidgenossenschaft hingewiesen wurde, die ja bereits ein Europa im kleinen sei, habe ich immer gesagt: «Gerade hier lag der Fall ganz anders. Die eidgenössischen Stände schlossen sich nicht deshalb zusammen, weil sie ihrer Eigenstaatlichkeit überdrüssig waren, sondern weil sie glaubten, dieses Eigenleben, auf das sie stolz waren, durch Zusammenschluß besser erhalten zu können.»

Zwei seelisch Kranke werden nicht dadurch gesund, daß sie zusammen eine Ehe schließen. Sie müssen sich zuerst behandeln lassen und nachher heiraten. Gerade die Freunde der Europaintegration sollten erkennen, daß erst ein integriertes Deutschland — wie übrigens auch erst ein integriertes Frankreich — europäifähig ist.

Der Weg zur Gesundung

Das ist die Diagnose. Wichtiger aber ist die Therapie.

Was kann geschehen, damit Deutschland in seinem eigenen Interesse, und in dem seiner Nachbarn, möglichst bald geistig gesundet?

Das wichtigste scheint mir, daß die Deutschen die Selbstbesinnung nachholen, die sie nach dem Krieg versäumt haben.

Was die Deutschen trennt und was sie hindert, einen neuen Staat zu schaffen, ist das Schuldgefühl, das durch die Untaten des Nationalsozialismus hervorgerufen wurde.

Die Umstände für eine seelische Reinigung waren leider nach dem Krieg ungünstig. Die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse, die von den Alliierten durchgeführt wurden, hatten eine fragwürdige rechtliche Grundlage. Es wurden teilweise Verbrechen bestraft, die, rein juristisch betrachtet, zum Teil damals, als sie begangen wurden, gar nicht unter Strafe standen.

Sicher verdienen die meisten der Kriegsverbrecher, die durch die Nürnberger Gerichte zum Tode oder zu langen Freiheitsstrafen verurteilt wurden, kein Mitleid. Aber vielleicht

wäre es doch richtiger gewesen, diese Misstäter wären wie Mussolini von den eigenen Landsleuten umgebracht worden, ohne Gerichtsurteil.

Auch die Denazifizierung war etwas Fragwürdiges. Die Paragraphennetze waren, wie immer in solchen Fällen, zu eng und zu weit. Viele harmlose Mitläufer blieben in den Maschen hängen, die gerissenen Elemente aber konnten durchschlüpfen. Gerade diese Leute verstanden es auch, mit der gleichen Hemmungslosigkeit, mit der sie unter Hitler Karriere machten, sich mit den Besatzungsbehörden anzubiedern. Auf jeden Fall sitzen viele von ihnen bereits wieder in Amt und Würden.

Das Recht hat seine Grenzen. Bei den Untaten, die in Deutschland während des Nationalsozialismus begangen wurden, muß man nicht einen juristischen, sondern vor allem einen moralischen Maßstab anlegen.

Sicher ist es nicht richtig, von einer Kollektivschuld zu reden. Nur der einzelne Mensch hat ein Gewissen, nur er kann zur Rechenschaft gezogen werden. Es gibt keine deutsche Kollektivschuld. Aber die Zahl deutscher Männer und Frauen, die sich während des Nationalsozialismus schuldig gemacht haben, ist dennoch außerordentlich groß.

Zwar waren es verhältnismäßig wenige, die aktiv in Konzentrationslagern wirkten oder in Vernichtungskommandos tätig waren. Nicht klein aber war die Zahl jener, die auf irgend eine Weise die Verbrechen des Nationalsozialismus begünstigten oder wenigstens nicht das Zumutbare taten, um diese zu verhindern.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß man heute in Deutschland ehemalige Nazis mit der Stecknadel suchen muß. Alle waren immer dagegen, und jene, die mitmachten, taten es nur zum Schein.

Selbstverständlich sind nicht alle Parteigenossen gleich belastet. Belastet aber sind alle. Belastet sind auch sehr viele, die nie Parteigenossen waren.

Die Deutschen haben sich nachher eingeredet, sie hätten die Gefahr zu spät erkannt. Vom Augenblick an, wo das Regime an der Macht und die Gestapo organisiert war, sei es unmöglich gewesen, Widerstand zu leisten.

So kann ein Angeklagter vor Gericht plädieren. Diese Beweisführung verfängt aber kaum vor dem eigenen Gewissen.

Wir in der Schweiz konnten ja übrigens leicht feststellen, daß die Behauptungen in dieser

Verallgemeinerung nicht stimmten. Die Deutschen bei uns waren nicht von der Gestapo bedroht. Sie waren auch über alle Greuelaten informiert. Trotzdem haben viele von ihnen begeistert mitgemacht, andere wiederum mit dem Führer wenigstens sympathisiert.

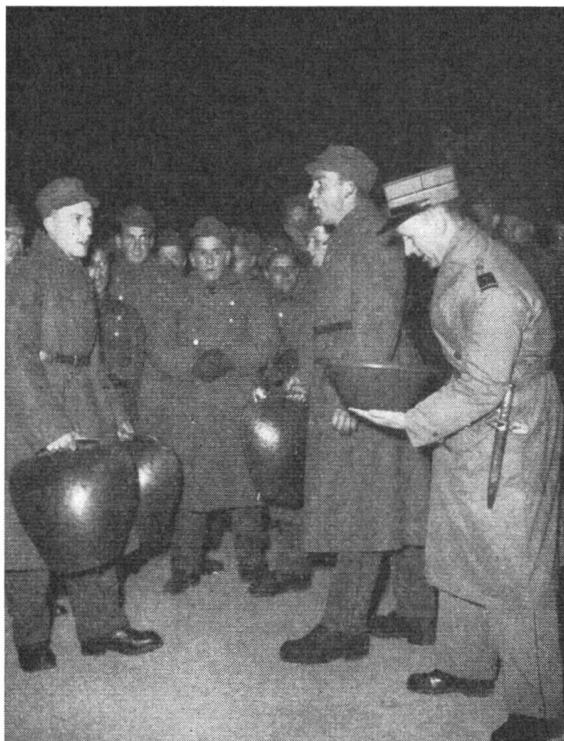
Ich kann mich noch gut an die Wahlen erinnern, die Hitler zur Macht brachten. Ich war damals in Konstanz und sah, wie ein Teil der Deutschen in der Schweiz, die in einem Extrazug dorthin gekommen waren, sich am Bahnhof zu einer Marschkolonne sammelten und mit geschulterten Regenschirmen zum Wahllokal marschierten. Ihre Augen hatten jenes Glimmern, das fanatisierte Menschen auszeichnet. Immer wenn dieses Glimmern auftaucht, fängt ein trübes Kapitel in der Geschichte an.

Alle diese Coiffeure, Handwerker und Professoren haben sicher während des ganzen Krieges nichts Böses getan. Sie haben aber, und darin lag ihre Schuld, mit dem Bösen sympathisiert, ganz einfach deshalb, weil sie sich von Hitler Vorteile für ihr Land erhofften, Überwindung der Arbeitslosigkeit, Wiederherstellung der deutschen Großmachtstellung und so weiter.

Sie huldigten der Devise: «Der Zweck heiligt die Mittel.» Das war ihre Schuld. Sie verhielten sich ähnlich wie die deutschnationalen Kreise, welche Hitler persönlich mißbilligten, aber ihn im Kampf gegen den Kommunismus und zur Stärkung ihrer eigenen Position brauchen zu können glaubten.

Auch jene deutschen Gelehrten, die in ihrem Elfenbeinturm blieben, um ihre Ruhe zu haben, welche die Gefahr des kommenden Nationalsozialismus ganz einfach deshalb nicht sahen, weil sie sich nicht die Mühe nahmen, «Mein Kampf» zu lesen; auch diese machten sich schuldig.

Man hat nach dem Krieg viel von Umerziehung gesprochen. Das ist ein unglückliches Wort, besonders wenn es von Besetzungsmächten verwendet wird. Die Alliierten haben ihre Gegner großmütiger behandelt als je ein Sieger die Besiegten in der Weltgeschichte. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß eine Nation, die sich achtet, es sich nicht gefallen lassen kann, von Ausländern umerzogen zu werden, handle es sich um Sieger oder um wohlmeinende, schulmeisternde Neutrale. Ich kann begreifen, daß man von einem ehemaligen Gegner fast noch lieber Vorwürfe entgegen-



Kein falscher Ehrbegriff

In Stein am Rhein war kürzlich anlässlich eines Wiederholungskurses die Sappeur-Kompanie III/7 einquartiert. Eines schönen Abends gab diese Appenzeller Kompanie auf dem Rathausplatz ein kleines Konzert, und bei dieser Gelegenheit boten die Männer das für die Bevölkerung von Stein sicher seltene Schauspiel des «Schälleschötte» mit «Talerschwinge» und mit «Zaure», wie man es sonst nur bei Alpfahrten zu sehen bekommt. Auch die Offiziere hielten es nicht unter ihrer Würde, mitzuwirken.

Noch vor nicht allzu langer Zeit wäre ein solches Schauspiel als «unsoldatisch» abgelehnt worden.

nimmt als von einem mehr oder weniger Unbeteiligten.

«Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.»

Die Deutschen wurden durch das Schicksal in Versuchung geführt, und sie sind ihr zum Teil erlegen. Wenn einmal eine Versuchung ähnlichen Ausmaßes an andere Völker, die Schweizer inbegriffen, herantreten würde, wir wüßten nicht, ob wir ihr widerstehen könnten.

Ein deutscher Arbeiter erzählte mir folgendes: «Ich war und bin überzeugter Gewerkschafter. Schon mein Vater war in der Gewerkschaftsbewegung tätig. Infolgedessen war ich von Anfang an Gegner des Nationalsozialismus. Ich habe an meiner Stelle zähen Widerstand geleistet. Ich bin allerdings kein Held und habe deshalb mein Leben nicht in Gefahr gebracht, aber ich kann sagen, daß ich auch zur Zeit der größten militärischen Erfolge nie mit dem Nationalsozialismus sympathisierte.

Und doch fühle ich mich schuldig. Manchmal, wenn ich nachts nicht schlafen kann, kommt mir ein Erlebnis in den Sinn, das mich besonders quält.

In unserer Straße wohnte eine jüdische Familie, die Besitzer eines kleinen Textilladens war. Es waren anständige Leute und nicht unbeliebt. Während der Judenverfolgungen drangen nun die SS in deren Wohnung ein. Die Möbel wurden zerschlagen und zum Fenster hinausgeworfen. Der Jude mußte zusehen, wie seine Möbel, Bücher und Bilder auf dem Pflaster aufprallten. Tränen liefen ihm über die Wangen.

Mit einer Gruppe Neugieriger schaute ich dem Treiben der jungen SS-Leute zu. Ich kann nicht sagen, daß mich das Schauspiel freute. Ich war, wie die meisten Zuschauer, sogar empört, wenn ich auch nicht, so wenig wie sie, wagte, einzutreten.

Dann aber, als eine große Gipsbüste, es war Beethoven oder Napoleon, heruntergeworfen wurde und auf dem Pflaster zerschellte, begannen einige Halbwüchsige zu lachen. Halb aus Feigheit, halb aus Schadenfreude lachte ich mit. Über dieses Lachen schäme ich mich noch heute.»

Die neuen Helden

Nach dem Krieg erschienen einige Konzentrationslagerberichte und andere Enthüllungsbücher. Sie wurden in Deutschland

nur widerwillig zur Kenntnis genommen und möglichst rasch wieder vergessen. Nach kurzer Zeit, wie durch eine geheime Abmachung, sprach man überhaupt nicht mehr von all dem.

Man stürzte sich dafür in die Arbeit. Die Arbeit kann eine moralische Leistung, sie kann aber auch Flucht sein. In der jetzigen deutschen Arbeitswut ist viel Flucht, Flucht vor dem eigenen Gewissen.

Ich glaube, Deutschland wird nicht darum herumkommen, nachträglich eine geistige Generalabrechnung durchzuführen. Wenn das Ausland sich auf den Standpunkt stellt, man könne Untaten nicht ewig nachtragen, das Leben gehe weiter, so ist diese Einstellung vielleicht richtig. Aber beim eigenen Gewissen kann man nicht sagen: «Schwamm darüber.» Das Gewissen läßt sich nicht betäuben. Eine Schuld muß eingesehen werden, sonst wird sie zum Krebsgeschwür, das ständig weiter frißt.

Man weiß, daß die meisten Neurosen Ergebnis eines verdrängten Schuldgefühls sind. Die Deutschen können kaum zu der seelischen Harmonie kommen, welche die Wege für einen Wiederaufbau öffnet, bevor sie reinen Tisch machen.

Jeder muß das für sich tun. Es geht nicht so, daß einer dem andern vorhält, er sei der größere Sünder, um selbst seine Hände in Unschuld waschen zu können.

Auf diesem Gebiet hätten die deutschen Kirchen eine große Aufgabe. Sie könnten Mittelpunkt einer seelischen Reinigung werden.

Die ganze Vergangenheit sollte noch einmal durchdiskutiert werden, um Klarheit zu schaffen.

Haben jene Lutheraner wirklich christlich gehandelt, die, gestützt auf das Wort des Apostels Paulus «Seid untertan der Obrigkeit», den Widerstand aufgaben, weil sie der Ansicht waren, Hitler sei legal an die Macht gelangt?

Haben jene Offiziere, die unter Berufung auf den Fahneneid Unmenschlichkeiten beginnen, sich wirklich nichts vorzuwerfen?

Besonders das Problem des Treue-Eides muß in diesen Kreisen einmal gründlich durchgesprochen werden.

Ein ehemaliger Regimentskommandant sagte mir: «Wir konnten beim besten Willen nichts machen. Ich und meine Kameraden haben Hitler immer verabscheut und verachtet. Dann aber wurden wir eines Tages plötzlich zusammengerufen. Man sagte uns, Hindenburg sei gestorben, und wir wurden auf Hitler vereidigt.

Es ging alles so rasch, daß wir kaum zur Besinnung kamen. Aber ein Eid ist ein Eid, und von da an waren wir gebunden.»

Den deutschen Berufsoffizieren — auch den deutschen Beamten — ist die Idee eines Widerstandsrechtes fremd. Infolgedessen sieht ein großer Teil der ehemaligen Offiziere auch heute noch in Stauffenberg und den andern Patrioten des 20. Juli 1944, die das mißglückte Attentat auf Hitler unternahmen, Hochverräter, die ihren Eid brachen.

Ein großer Prozentsatz der übrigen Deutschen ist der gleichen Ansicht. Das aber verunmöglicht, daß die Männer vom 20. Juli zu dem werden, was eigentlich zu erwarten wäre, nämlich zu den Helden des neuen deutschen Staates.

Jedes Volk braucht Nationalhelden, die Deutschen mehr als andere Nationen.

Diese Nationalhelden aber fehlen dem neuen Deutschland.

Es gilt auch durchaus nicht als Ehre, ehemaliger Konzentrationslagerhäftling zu sein. Diese werden im Gegenteil oft mit scheelen Augen betrachtet, zum Teil deshalb, weil sie eine lebendige Erinnerung an eine Zeit darstellen, die man vergessen möchte, aber auch aus andern Gründen. Es war ein teuflisch genialer Schachzug von Hitler, daß er nicht nur politische Gegner, sondern auch Berufsverbrecher in die Konzentrationslager steckte. Diese Elemente beuten nun ihren Konzentrationslageraufenthalt auf gerissene Art aus und mißkreditieren dadurch die ehemaligen politischen Häftlinge.

An manchen Orten wurden für die Opfer der Konzentrationslager besondere Gräber errichtet, die auf öffentliche Kosten unterhalten werden. Die Bevölkerung steht dieser Ehrung aber meistens ziemlich gleichgültig gegenüber.

Es ist auch bezeichnend, wie selten eine Straße oder ein Platz nach den Helden des 20. Juli benannt wird. Soviel ich weiß, haben diese Widerstandskämpfer auch keine Denkmäler.

Es wurde schon vorgeschlagen, den 20. Juli zum deutschen Nationalfeiertag zu machen. Das wäre sicher keine schlechte Idee.

Deutschlands Hoffnung

Ich habe nicht den Eindruck, daß der Neonationalsozialismus gegenwärtig in Deutschland sehr stark ist. Ich halte diese

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Graspösche

Unter einem *Graspösche* versteht man ein mit Gras bewachsenes Stück Erde, also ein Rasenstück, wie es etwa beim Anlegen einer Straße aus der Wiese gestochen wird. Dem *Posche* entspricht in der Schriftsprache das Wort *Busch*. Ein alter Historiker erzählt, daß Tell «in der holen gassen hinder einem boschen ein pfyl» auf Gefüll abschoß. Man spricht von *Härdöpfel-, Bohne-, Erbsepösche*, aber auch von *Chrottepösche* (Löwenzahn; die rosettentartig angeordneten großen Blätter bilden, wenn sie größer geworden sind, einen kleinen Busch). Das Wort kommt in zahlreichen Flurnamen vor, wie *In Pösche*, *Böschacker*, *Böschenhubel* usw.

Mit *Posche* sind verwandt *Puschle* und *püschele*. In manchen Gegenden bezeichnet man die Reisigwelle als *Puschle*. Gepflückte Blumen *püschelet* man, d. h. man ordnet sie sorgfältig zu einem Strauß. Das Wort hat mit der Zeit einen viel allgemeineren Sinn bekommen; alles, was zierlich zurechtgemacht ist, ist *püschelet*. Auch der Mund läßt sich püschele, ob nun ein Kind sich anschickt zu schmollen oder ob ein Knabe pfeifen will. Gotthelf sagt von einem zimperlichen, sich vornehm gebärdenden Mädchen: «Sie büschelte das Maul, daß es war wie ein Spatzenschnabel.»

Wenn früher Kriegsknechte einen Wall aufwarfen, wurden die abfallenden Seiten desselben mit säuberlich ausgestochenen Graspöschen belegt, um zu verhindern, daß der Regen die Erde hinunterspülle. Daher bekam die geneigte Seite eines Walles oder Dammes die Bezeichnung *Böschung*.

Johannes Honegger

Gruppen auch nicht für gefährlich. Gefährlich aber ist die seelische Belastung, unter der die Deutschen leiden, denn diese kann früher oder später zu folgenschweren Kompensationen führen.

Was Deutschland braucht, ist eine nationale Wiedergeburt. Um diese herbeizuführen, genügen aber geschickte Politiker nicht, dazu werden Visionäre benötigt, die imstande sind, ein Leitbild des neuen Staates zu schaffen. Deutschland braucht nicht nur Techniker, Wirtschaftsführer und Finanzexperten; diese besitzt es zur Genüge und hat sie immer zur Genüge besessen. Es braucht Seher und Dichter. Deutschland braucht einen neuen Schiller.

Ob diese geistige Erneuerung stattfinden wird, weiß niemand. Es gibt in der Geschichte keine ehernen Gesetze, und deshalb kann niemand die Zukunft voraussehen. Die Deutschen sind aber ein so unerstarrtes Volk, daß es durchaus denkbar ist, daß sie eines Tages von einer eigentlichen Grundwelle der Selbst-

erkenntnis erfaßt werden. Dazu ist es nicht zu spät. Wie bei einem einzelnen Menschen, so ist auch bei Völkern gewöhnlich eine gewisse Distanz von belastenden Ereignissen nötig, bis der Wille zur Wahrheit durchbricht.

Erst wenn dies geschehen ist, wird es diesem talentierten Volke möglich sein, seine außerordentlichen schöpferischen Kräfte wieder voll zu entfalten, zu seinem eigenen Segen und zum Segen der Menschheit. Erst dann kann der eigentliche deutsche Wiederaufbau beginnen.

Das ist auch die Ansicht vieler Deutschen. Diese Mahner leben zerstreut im ganzen Lande, geistig oft beinahe so isoliert wie während des 1000jährigen Reiches die Gegner des Nationalsozialismus. Wie jene Frauen und Männer, die während der größten militärischen Erfolge nicht froh werden konnten, weil sie wußten, daß dieser Erfolg auf Sand gebaut war, so können diese Einsichtigen, die Deutschlands Hoffnung bilden, auch jetzt der deutschen Wirtschaftsblüte nicht recht froh werden.

Schweizerische Anekdoten

Das Muotatal hat wegen seines Höolloches viel von sich reden gemacht. Daran sind die Talleute freilich nicht schuld, sind sie doch alles andere als Redhüuser. Sie machen sich vielmehr eine Lust daraus, die Fremden, welche die Gwundernase zu weit in die Talsachen hineinstecken, mit wenig Worten heimzuzünden. Davon erzählt ein traurig-lustiges Geschichtlein. Kam eines Tages im Muotatal ein Leichenzug daher. Es schwiegen die Frauen in Schwarz, es schwiegen die Männer in Schwarz. Wer aber nicht schwieg, war ein hereingeschneiter Berggänger in buntem Hemd. Er hätte gerne erfahren, wem denn dieses letzte Geleite gelte. Also machte er sich an eine Frau, die am Wege stand. Sie zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. Da sprach der Fremde einen der Bauern an, die im Zuge mitgingen: «Bitte, können Sie mir sagen, wer denn gestorben ist?»

Der Bauer unterbrach den gemessenen Gang nicht und murmelte nur leise in den Bart, indem er zum Sarg nach vorn deutete: «Der Vorderscht!»

Der Fremde ging nun ein paar Schritte mit und sagte, er hätte gerne den Namen des Gestorbenen gewußt. Worauf der Bauer nichts sagte. Nach ein paar weitern Schritten setzte der Fremde wieder an. Er versuchte es nun, so gut es eben ging, mit Schweizerdeutsch, um die Todesursache zu erfahren: «So, so, gestorben isch er. Was hät er au gha?» Der Bauer neigte sich ihm zu und wölbte die Hand, wie wenn man etwas Vertrauliches zu sagen hat, und flüsterte: «Es Lädeli.»

Mitgeteilt von G. Th.

